

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perasini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung.)

Er wäre nicht mehr losgekommen.

Im letzten Moment rettete ihn die Einmischung des Direktors aus dieser fatalen Lage.

Mit Androhung der Entlassung mußte sich die hartnäckige Braut bequemen, den jämmerlich d'reinblickenden Geliebten frei zu lassen.

Der fliegende Schneider athmete erleichtert auf.

Der Gedanke, Ehemann zu werden, war ihm schließlich wie ein grauenhaftes Gespenst erschienen.

Lieber Himmel! Er hatte für seine eigene Person wenig genug zu beißen damals, denn die Geschäfte gingen schlecht, womit also noch Frau und — o, Gerechter! — Nachkommenschaft ernähren?

Wie gesagt, er war frei, aber selten beehrte ihn die Schwiegermutter a. D. mehr mit einem Lächeln. Glücklicher Weise lebte er auch so weiter.

Beschäftigen mir uns etwas mit dem „ersten Heiden“, der den „Graf Leicester“ in der Eröffnungsvorstellung zu spielen hatte.

Es war ein großer, starker Mann, mit scharfgebogener Nase und sehr beweglichen Augen.

Er verachtete alle Welt, das heißt, diejenige, welche seiner Ansicht nach unter ihm stand, und das waren alle diejenigen,

besseren Haus stammen, denn er beherrschte, wenn auch etwas mangelhaft, drei fremde Sprachen.

Sonst war er total verlottert in allem, nicht zum wenigsten in seinem Kostüm, um das er sich als echter Künstler gar nicht kümmerte.

Vielleicht war er einst Glorie eines Kunstmalers; jetzt malte er in jedem Ort, wo die Truppe Vorstellungen gab, die Porträts seiner Wirthsfrauen, womit er sich die Miethe abverdiente — und die Biergärten der Gasthöfe, wo er den Mittagstisch schuldig blieb.

Als darstellender Künstler war es ziemlich einerlei, was er für eine Rolle spielte, er machte alles mit kaltem Blut ab.

Zu lernen hatte er kaum, denn seine Routine, dem Souffleur nachzusprechen, oder Kunstpausen zu machen, war bewunderungswürdig.

Dieser „erste Heide“ stritt sich eben mit dem jugendlichen Liebhaber, der neben ihm schritt und zwar aus einem sehr triftigen Grund.

Dieser weigerte sich, dem „Herrn Grafen Leicester“ ein Paar lange, goldgelbe Schenkelstrümpfe zu borgen, die der jugendliche Schwachtappen einmal von irgendwo als Geschenk erhalten hatte.

Graf Leicester hatte dergleichen nicht. Meist half er sich in den Ritter-Komödien,



Der Theater-Teufel. Die ganze Gesellschaft versammelte sich um den Wagen.

welche nicht mindestens ein „von“ vor ihrem Namen trugen. Er selbst nannte sich Camillo Kunz von Kunzendorf, was sein rechtmäßiger Titel wäre, wie er steif und fest behauptete.

Er mochte übrigens wohl aus einem

daß er zwei wackeleberne Schäfte über die Beine zog, was jedoch in Maria Stuart nicht recht anging.

Das letzte Mal hatte er die goldgelben Trifots noch von dem Kollegen erhalten; jetzt beanspruchte sie dieser für seine eigene Person.

„Ach was,“ rief Leicester hochtrabend; „Du kannst's entbehren. So ein Kerl, wie der Mortimer, braucht keine gelben Beine!“

Der Kollege gab ihm einfach gar keine Antwort mehr, sondern ging nach der anderen Seite des Wagens, wo Julianne saß, die er mit aufmerkamen Blicken betrachtete.

Die Töchter der Theater-Mutter warfen ihm zärtliche Blicke zu, was er indes gar nicht bemerkte.

Endlich wendete sich Julianne flüchtig nach ihm um und für eine Sekunde sanken die Blicke der beiden ineinander.

Er blieb darauf wiederum weiter zurück, ohne das Auge von ihrer schlanken Gestalt zu lassen.

Er hatte ihren leisen Wink verstanden, der ihn zur Vorsicht mahnte und Mortimer, oder wie er eigentlich hieß, Hans Andorf, blieb zurück, weil er wohl wußte, daß ihm der Direktor nicht sehr gewogen war.

Andorf war ein hübscher Bursche von etwa sechsundzwanzig Jahren, mit dunklem Haar und ebensolchen Augen in denen hin und wieder ein heftiges Feuer aufzuckte.

Sein Gesicht wäre sogar anziehend gewesen, wenn es nicht den Stempel der Rücksichtslosigkeit und des Trostes getragen hätte. Seine Gestalt war hochgewachsen und die Brust breit gewölbt.

Der Komdbianten-Wagen näherte sich mehr und mehr dem Ziel.

Bald kam ein Kreuzweg in Sicht, auf welchem sich zwei Reiter zeigten, die in gemächlicher Gangart herankamen. Nur wenig hatten die Beiden bis jetzt miteinander gesprochen und es hatte den Anschein, als ob sie das naheliegende Thema, die Abreise Trenens, absichtlich umgehen wollten.

Selbst der sonst so lebhafteste Rohden war auffallend still.

Das Knarren des näher herankommenden Komdbianten-Wagens machte, daß Kurt den Kopf hob.

Sein Gesicht erheiterte sich.

„Rohden, alle Wetter! Sieh' nur einmal, da rückt die ganze Gesellschaft an.“

Der Leutnant richtete sein Auge nach der Straße und musterte gleichgiltig die Truppe, welche aus der Entfernung ganz den Eindruck ankommender Zigeuner hervorrief. Die schwerfällig hintenden Gänse, der schmutzige Dnecht, dann die Ballen und zerfetzten Dekorationsstücke, deren verwaschene Farben von dem Grundton der Natur ringsum grell abstachen, einige blinde, abgebrochene Lanzen, die aus dem Leiterwagen hervorblickten und zu Allem die Begleitung —!

Es waren geradezu Beleidigungen für ein-ästhetisch gebildetes Auge.

„Bagabunden!“ murmelte Rohden und beugte sich über den Hals seines Pferdes.

Trautenau vernahm diesen leisen Ruf nicht; er blickte unverwandt dem Wagen entgegen.

Auf einer Kreuzung näherte man sich. Julianne hatte die beiden Reiter längst bemerkt und ihre Muthmaßungen darüber dem Vater mitgetheilt. Jeremias strengte sein Auge an und erkannte nun auch die Herren.

Er redete eifrig in Julianne hinein. Ihr seines Gesichtchen wendete sich neugierig dem jungen Guts Herrn zu, der, durch ihre Erscheinung betroffen, die Zügel angezogen hatte.

Der Wind wehte das leichte, durchsichtige Tuch wie einen Schleier um die Schläfen Juliannens, einige Locken lösten sich und rollten über die Stirn.

In diesem Augenblick sagte sich Kurt, daß er kaum jemals ein so süßes, entzückendes Frauenbild sah, als Julianne war, die ihn voll Neugierde betrachtete, während sie einander näher kamen.

Nur diese konnte des Wander-Komdbianten Tochter sein, keine Andere.

Einen kurzen Blick hatte der junge Baron auf die übrige Damentwelt des Wagens geworfen —; er hatte genug auf Lange.

Diese Formen, diese Kostüme!

Rohden schaute die Karawane mit gleichgiltigem Auge an, doch nahmen die einzelnen Personen bald sein momentanes Interesse in Anspruch.

Auf Julianne ruhte sein Blick nicht länger, wie auf den Uebrigen. Auch er parierte sein Pferd nun, um den Wagen vorüberzulassen.

Trautenau hob leicht seinen Hut und grüßte Julianne, nachdem der alte Direktor bereits eine ganze Weile schon mit dem Hut in der Hand, auf dem Wagen stand.

Das Mädchen nickte mit dem Kopf. Da sie Kurt immerfort anblickte, streifte eine Hitze ihr Gesicht. Doch wendete sie nicht die Augen von ihm.

Ein sonderbares Gefühl erfaßte den Baron; es war vergebens, daß er sich dessen zu erwehren suchte.

Auf die Erscheinung dieses Kindes war er neugierig gewesen, jetzt, da er dicht vor dieser Truppe mit Derjenigen stand, von der Jeremias so schwärmte und diese Augen auf sich ruhen fühlte, jagte eine Blutwelle gegen seine Schläfen.

Er that eine hastige, ärgerliche Bewegung, das Pferd machte einen Seitensprung, häuante sich empor und setzte über den Graben.

Julianne wendete das Gesicht ihm nach. Das Monokle in das Auge geklemmt, in der einen Hand die Zügel mit der feinen Reitgerte, ritt Rohden langsam hinter dem Wagen vorbei.

Er mußte lachen.

Graf Leicester blickte erst unschlüssig, ob der Reiter auch seines Grußes würdig, machte schließlich aber doch eine kurze, höfliche Bewegung nach dem Hut.

Es sollte eine militärische Begrüßung sein, denn Leicester hatte den Leutnant von Rohden erkannt.

Julianne verfolgte auch ihn mit ihren Blicken, doch fiel ihm dies nicht auf.

Ihn nahm die drastisch wirkende Gruppe der drei Damen auf dem Gipfel des Wagens mehr in Anspruch.

Die magere Mutter hatte um ihre beiden Kücklein schützend die Arme geschlungen und als sich Kurt's Pferd aufbäumte, schrieen alle Drei zu gleicher Zeit in derselben Tonart auf.

Rohden erhob das Gesicht zu ihnen, worauf die Alte sich zurückbog, die beiden Jungen aber mit den Händen über den Büsten hin- und herfuchtelten.

Es waren Schreckens-Aeusserungen. Rohden sah mehrere spitze, entseßlich dünne Ellbogen, wackelnde Köpfe und verliebte Augen, dazu kam noch eine ganze Masse zappelnder Finger.

Als ihm diese holden Damen lächelnd zunickten, mußte er laut auflachen.

Er sprengte dem Freund nach, indes der Wagen weiter fuhr.

VI.

Kurt war ruhig weiter geritten. Als er das laute Lachen hinter sich hörte, wendete er den Kopf.

„Was giebt es, Rohden?“

„Famose Bande!“ schnarrte Rohden, noch immer lachend. „Wird ungeheuerer Wirkung in Trautenau erzielen.“

Trautenau runzelte die Stirn.

„Vorüber lachst Du denn noch immer?“

„Hast Du das Trio auf dem Wagen bemerkt, Kurt? Die Alte mit den zwei Spindelbürren, etwas' Jüngeren? Ein gottvolles Bild! Wir hatten alle Ursache, schleunigst auszureißen, denn die Damen sahen es offenbar auf einen von uns ab. Schneidige Gesellschaft!“

„Wie kann man sich darüber nur so belustigen!“ meinte der Guts Herr. „Diese Leute leben in ihrem Kreis, jahraus, jahrein. Daher kommt es, daß sie ein jedes Gefühl für unsere Anschauungen verloren haben. Ich finde dies aber keineswegs lächerlich!“

Rohden warf ihm einen betroffenen Blick zu.

Das waren Worte, die abermals so sonderbar und so gereizt klangen, daß der Leutnant den Freund immer weniger verstand.

„Komisch bleibt für mich die Sache immerhin!“ versetzte er. „Und diese Gesellschaft kann keinen anderen Anspruch erheben, als daß man über sie lacht. Wirf ihnen einen lumpigen Thaler hin, Kurt, und ich wette, sie tanzen Dir auf offener Straße eine Tarantella!“

Der Hieb saß. Wie kam Trautenau auch dazu, solch' Komdbiantenwolk in Schutz zu nehmen?

Diese Menschen waren Parias, man duldete sie, erkannte sie jedoch niemals als gleichberechtigt an.

Kurt hatte nicht gleich etwas erwiedert; er biß sich auf die Lippen. Erst nach einer Weile fragte er:

„Hast Du das junge Mädchen gesehen im Vordergrund des Wagens. Es saß neben dem alten Direktor. Ein reizendes Ding.“

„Gewiß,“ versetzte Rohden gedehnt, „ein ganz hübsches Ding. Ich hatte mich jedoch in der Betrachtung der Dreie zu lange aufgehalten. Scheint noch ein Kind zu sein, was?“

„Ein Kind, ja gewiß — aber welches Kind!“ sprach Kurt. „Ich darf wohl behaupten, daß ich niemals so reizendes, unschuldvolles sah! Diese Augen, die in die Welt wie in ein Märchenland blicken —“

„Na — na!“ machte Rohden scharf. „Jeden Scherz beiseite, Rohden; er wäre hier nicht angebracht. Du hast viel verloren, da Du ihren Anblick versäumtest. Hol's der Henker, Rohden, wir sind alle aus einem Stoff, sind ganz einfach Menschen! Und sehe ich solch herrliche Blüthe, so ist es mir unmöglich, erst kalt zu erwägen, ob ihre Abkunft auch unseren traditionellen Anschauungen entspricht oder nicht. Ich genieße die Empfindung des Augenblicks und was ich neulich behauptete, da ich die junge Dame noch nicht einmal kannte, halte ich heute um so mehr aufrecht. Dies Mädchen ist so schön und entzückend, als eine unserer besten Damen. Wer sie schuldvoll und verkommen nennen kann, muß ein erbärmlicher Mensch sein.“

Kurt schwieg. Er machte sich auch jetzt wieder klar, welche langen Sermon er gehalten um eines Gegenstandes willen, den keiner von den Kameraden so erfaßte, wie er selbst. Vielleicht, daß er sich sogar lächerlich machte. Doch hob er bei diesem Gedanken sogleich das Haupt.

Niemand würde es wagen, dies offen zu zeigen und was man dachte, war ihm einerlei.

Was hatte er überhaupt nach aller Welt zu fragen, nachdem er sich nun einmal von der Gesellschaft loszusagen gewillt war?

Nachdem er sich vorgenommen, auf diesem Landgut zu bleiben, vielleicht ein ganzes Leben hindurch, wollte er sich dieses Leben auch so gestalten, wie es seinem inneren Drange entsprach!

Seinem inneren Drange! Worin dieser so eigentlich bestand, darüber war er sich selbst noch nicht ganz klar. Eines aber ahnte er: die kommende Zeit brachte ihm sicher manchen Kampf, den er mit der bestehenden Ordnung auszufechten hatte.

Im Regiment hatte man ihn oftmals einen Phantasten genannt, der über Dinge nachdenke und Ansichten aufstelle, die keinerlei praktischen Zweck für einen jungen Kavaliere hatten.

Nachdem nun Kurt die Residenz verlassen hatte, brauchte er sich um Niemanden mehr zu kümmern!

Rohden hatte seine geräuschvolle Heiterkeit wieder vollständig verloren.

Er ritt neben dem jungen Baron, ohne ihn zu unterbrechen, hörte sogar aufmerksam zu.

Später meinte er:

„Höre, Trautenau, Du hast Dir den Kopf zerbrochen, weshalb Deine reizende Kousine so rasch das Schloß verließ. Bist Du noch neugierig darauf?“

Kurt schaute ihn groß an. „Gewiß!“ sagte er. „Weißt Du etwa den Grund?“

„Von der alten Dame, ja, mußte aber das Versprechen geben, vor der erfolgten Abreise nichts darüber verlauten zu lassen. Deine Worte auf der Terrasse neulich hatten, außer uns, noch eine weitere Hörerin, Irene von Brettwitz, welche am offenen Fenster ihres Gemaches stand.“

„Welche Worte?“ fuhr der Gutsherr auf.

„Nun — die Vertheidigung jener Parias!“

Rohden deutete mit der Gerte nach rückwärts.

„Ach so!“ sagte Trautenau nur kurz. „Darf ich Dir einige Worte in dieser heißen Angelegenheit sagen, Kurt, als offener Freund?“

„Rede nur zu, Rohden, ich kenne Dich genügend.“

„Du hast bei der jungen Dame alles verschert. Du hast sie tief beleidigt, weil Du wissen mußt, welche Empfindungen, welche Hoffnungen sie gerade Dir entgegenrug. Offen gesagt, ich verstehe Dich gar nicht. Wie kann man einer Komödiantin wegen, die Du dazu noch nicht einmal kanntest, solch ein Feindkind, wie Irene, verschmerzen?“

„In diesem Punkte treffen wir nicht überein, Rohden,“ antwortete Trautenau kühl; „lassen wir dies beßhalb unerörtert. Ich bedauere von ganzem Herzen übrigens, Hoffnungen erweckt zu haben, deren Erfüllung von meiner Seite aus in weitem Felde stand. Irene ist gut, ich verehrte sie stets wie die beste Schwester.“

„Schwester!“ fuhr Rohden dazwischen. „Hier liegt es. Die junge Dame erwartete etwas Anderes.“

„Rohden!“ Warnend kam der Gegenruf, denn des Leutnants Worte hörten sich wie ein zorniger Vorwurf an. „Du wirfst Dich seit einiger Zeit auffallend zum Ritter der Dame auf!“

„Soll dies eine Zurechtweisung sein? Bin ich nicht Herr meines Willens? Ober darfst Du mir einen Vorwurf machen, daß ich die Gastfreundschaft verletzete, da ich in der Stille annahm, Irene wäre längst Deine Verlobte?“

„Wir verstehen uns nicht mehr, Rohden!“ Trautenau ließ sein Pferd scharf ausgreifen und meinte in gereiztem Ton weiter: „Es muß Dir doch Berge quägen machen, daß die Sache so kam. Jetzt hast Du freies Feld — zur Werbung!“

Rohden war etwas zurückgeblieben. Er hatte eine scharfe Entgegnung auf den Lippen, unterdrückte sie jedoch und sagte ruhig:

„Hast Recht, Trautenau, wir verstehen uns nicht mehr!“

Der Komödiantenwagen war weiter gefahren.

Die Unterhaltung der Künstler drehte sich ausschließlich um die beiden Reiter und die Schloßgesellschaft.

Julianne ließ sich von dem Vater das schöne Landgut beschreiben bis auf jede Einzelheit. Der alte Direktor that ihr gern den Willen.

Das Kind kam ja wahrscheinlich doch nie dazu, das Schloß zu besichtigen.

Ueber ein paar Wochen zog Jeremias wieder in die Welt hinaus. Weshalb ihr also die unschuldige Freude versagen?

Seine Worte weckten in Julianne ein brennendes Gefühl des Verlangens, einmal nur in diesen glänzenden Räumen verweilen zu dürfen, in diesem Garten, wo die Sonne auf tausend Blumen grüßte, wo die Wasser rauschten und singende Vögel durch die Blätter huschten.

Ueber die staubigen, oder schneeigen Landstraßen zu wandern, in Sonnenbrand, oder Wintersturm, eine elende Bodenkammer als Wohnung und das drei Fuß hohe Podium als Welt, das war ihr ganzer Wirkungskreis.

Und es lebte etwas Besseres in ihr, ein halbberuhigtes Sehnen nach dem Quell des Lebens.

Wer aber unter Tausenden von Menschen hatte Lust, das Komödiantenkind in seine, in eine glänzende Sphäre zu versetzen?

Als der Wagen in das freundliche Dorf einfuhr, blickte sich Julianne noch einmal nach dem Schloß um. Die Erkerthürmchen grüßten aus dem Park herüber.

Jeremias lächelte. Er lächelte stets, wenn er zufrieden war, und das war er jetzt.

Der reiche Kavaliere hatte sein Kind gesehen, er konnte den anderen sagen, daß er nicht log, als er's eine Blume des Frühlings nannte, die Einnahmen mußten gut werden, denn in der Truppe befand sich ein Glückstern, Julianne.

Hans Andorf war weiter zurückgeblieben, nachdem der Gutsherr vorübergeritten.

Er grüßte nicht, er blickte Trautenau sogar finster in das Gesicht, als dieser Julianne anstarrte.

Lange hatte er ihm darauf nachgeschaut und ließ den Wagen weiterfahren.

Mancherlei Gedanken kreuzten durch seinen Kopf. Erst nach geraumer Zeit setzte er den Weg fort, doch sein Auge haftete trozig und wild am Boden.

Er bemerkte aber später doch, daß sich Julianne noch einmal nach dem Schlosse umwandte und winkte ihr mit dem Arm.

Sie sah es vielleicht, achtete jedoch nicht darauf. Schloß Trautenau und seine Bewohner beschäftigte ihren ganzen Sinn.

Vor dem Gasthof zum Reichswappen angekommen, versammelte sich die ganze Gesellschaft um den Wagen. Mit einem freundlichen Lachen hatte sie der kleine, dicke Wirth empfangen. Kein Wunder, wurden sie doch von der Schloßgesellschaft protegiert.

Graf Leicester zog sich sogleich etwas zurück und studierte mit gerunzelter Stirn

das Panorama, um den Gasthof zum Reichswappen gleich auf einem Gemälde andringen zu können.

Er schien befricbtigt; es mußte vorzüglich werden und ihm auf mindestens sechs Wochen Mittagstisch mit Abendbeföstigung eintragen. Da er auf seinen Bildern immer die Wirthe naturgetreu weit und breit vor das Haus malte, so fand er stets Absatz.

Der Wagen wurde näher an das Haus herangeschoben. Der Wirth führte die Damen in seine Nebenstube und bewirthete die Herren mit Zigarren.

Auf dem Ofenbrett hatte er schon längst ein Kistchen solcher Sappermenter stehen, die nicht recht ziehen wollten. Heute erregte er durch dieses zweifelhafte Geschenk geradezu Sensation.

So war den fahrenden Künstlern selten Jemand entgegengekommen.

Fräulein Eulalia Herbst, die Alte mit ihren beiden Töchtern, erkundigte sich sogleich, ob der Wirth vielleicht Wittwer, oder dergleichen war und da sie das Erstere bestätigt fand, kam sie ihm sogleich mit einer gefährlichen Liebenswürdigkeit entgegen.

Wenn hier am Ende eine ihrer Töchter sitzen bleiben könnte!

Da noch an demselben Abend die Eröffnungs-Vorstellung stattfinden sollte, so hatte man nicht viel Zeit zu verlieren.

Jeremias hatte indessen schon vorher alle Anordnungen getroffen, die Zettel vertheilt etc. und die Truppe hatte oft schon viel schneller den Tempel ihrer Kunst aufgeschlagen. Wohnungen waren ebenfalls bereits besorgt, für sich, seine Tochter, den drei herbstlichen Damen und dem fliegenden Schneider im Reichswappen selbst, Leicester und Mortimer aber mußten in der Nachbarschaft beim Gemeindefchreiber Quartier nehmen.

Darüber war der Maler sehr vergnügt, der Schreiber besaß eine puffsüchtige Frau mit einer sehr leicht zu treffenden Physiognomie, dergleichen hatte er oft gewalt und hier war er geborgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Marine-Offiziers.

Von Julius Döhl.

(Nachdruck verboten.)

Nachstehende wortgetreue Aufzeichnungen aus mir zur Verfügung gestellten Briefen eines Oberstabsarztes der Kaiserl. Marine, der an Bord deutscher Kriegsschiffe die Erde umsegelt und sich besonders lange in den Gewässern der Südpole aufgehalten hat, dürften von allgemeinem Interesse sein.

Samoa, 28. September 18...

An Bord Sr. Maj. Schiff „Olga“.

Wir schiffen uns am 25. Septbr. um 6 Uhr Morgens an Bord der „Olga“ ein, welche uns innerhalb von 3 Stunden nach Selumaenga, der Residenz d. s. Königs Tamasese, brachte. Selumaenga ist ein

großes Dorf mit breiten und sehr reinlichen Straßen. Wir versammelten uns im Hause eines hier wohnenden englischen Hauptmanns namens Brandeis und zogen dann zur Königshütte, um den Kawa (Getränk) einzunehmen. Die Hütte war groß genug, um uns, den König und die angesehensten Häuptlinge aufnehmen zu können. Vor der Hütte war das Volk versammelt. Zunächst begann das Rauerehbarer Wuzeln. Das Gefaute wurde auf Bananenblätter gelegt und dann in die gemeinschaftliche Kawa-Bowle geschüttet. Hierauf begann die Vertheilung des Getränkes. Ein Zeremonienmeister rief laut die Namen der Gäste aus. Zuerst kam der König, dann die Häuptlinge u. s. w. Ich hielt mich ganz versteckt, und so gelang es mir, dem Kawa-Trinken zu entgehen, das wahrlich nichts Appetitliches an sich hatte. Nach dem Trint-Gelage gingen wir zu einer anderen Hütte, um beim König das Diner einzunehmen. Wir saßen hier auf Matten, der Tisch bestand aus Bananenblättern, welche auf dem Fußboden ausgebreitet waren. Als Gericht gab es Schweine, Hühner, Fische und Brodfrucht. Jeder von uns erhielt eine Tischjungfrau, welche die Speisen mit den Fingern zerriß und Stück für Stück ihrem Tischnachbar zuschob. Ich vermochte bei dieser eigenartigen Mahlzeit nur wenig zu essen. Meine Tischnachbarin war das Kawa-Mädchen Pulo aus Samai. Sie trug ein schwarzes Jacket aus Sammet, mit Spitzen garniert, sodann als Lententuch (Lawa-Lawa) ein geflochtenes Gewebe. Ich bin aus dem Weibe nicht recht klug geworden. Da sie eine Kawa-Jungfrau war, so mußte sie einem sehr vornehmen Geschlechte angehören. Mir kam es vor, als wenn sie die ihr zugewiesene Rolle nur wider Willen übernommen habe. Nach dem Essen wurde ich von Pulo bei der Hand genommen und zur Hütte geführt, von der wir uns den Vorbeimarsch der dem Könige huldigenden Stämme ansehen sollten. Wir saßen auf Matten die Beine gekreuzt. Auf der einen Seite von mir saß Pulo, auf der anderen Samai, eine Dame, die noch ziemlich urwüchsig samoanisch war. In dieser Stellung mußte ich 4 Stunden aushalten, denn so lange dauerte der Vorbeizug der einzelnen Stämme. Besonders unangenehm war es für mich, daß mir die beiden Damen innerhalb von 2 Stunden meine sämmtlichen Zigarren weggeraucht hatten. — „Wer nennt die Völker, zählt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Im Ganzen sollen 7000 Mann versammelt gewesen sein. Die Stämme kamen einzeln mit Gesang heran, voran an der Spitze die Dorfjungfrauen. — Ich will hier erwähnen, daß jedes Dorf sich eine Dorfjungfrau hält, die Jungfrau bleiben muß und außerordentlich scharf bewacht wird. — Dann kamen die Häuptlinge und schließlich das Gefolge Mit Vorlebe wird das Komische bei den Aufzügen betrieben. U. a. tanzten verschiedenen Stämmen Possenreißer voraus. In einem Zug hatte man zwei Canoes zusammengebunden und diesem Fahrzeug

einen Schornstein von Bananenblätter gemacht, welcher furchtbar rauchte, also die Nachahmung eines Campfers. Als dieses Fahrzeug bis zum König Tamasese gekommen war, warf man es um und heraus fielen die für denselben bestimmten Geschenke, denn die Huldigungen müssen immer von Geschenken begleitet sein. Erwähnen will ich hier noch den Zug der Krieger von Manono. Diese führten das schönste Ballet auf, welches ich jemals gesehen habe. Sie trugen dabei Lanzen mit vier langen, im Winde flatternden, verschieden farbigen Bändern. Ihr Gesicht war bemalt, der braune Körper und das Haar mit Blumen geschmückt. Ihnen voran tanzten die Dorfjungfrauen, wirklich schön gebaute Mädchen. Ihr Kopfsputz bestand in einer kolossalen Peirücke, welche, wie mir gesagt wurde, aus rothen Menschenhaaren hergestellt ist. Um die nackte Brust trugen sie Ketten von rothen Früchten. Die Manono-Krieger führten nun tanzend ein Gefecht vor. In Kolonnen drangen sie vor, schwenkten rechts und links, und wichen wieder zurück, dies alles, wie gesagt, im Tanze und mit einer Präzision, wie ich es im Ballet der größten europäischen Bühnen nicht gesehen habe. Der Anblick war überraschend und entzückend. Doch genug davon. Nach vier Stunden des Zuschauens war ich herzlich müde, ließ meine Ehrentanzfrau im Stich und begab mich zum Hause des Hauptmanns Brandeis, um etwas zu genießen, denn von dem samoanischen Essen hatte ich begreiflicher Weise nur wenig zu mir genommen. Pulo die Kawa-Jungfrau habe ich nicht wieder gesehen. Am Nachmittage wurde ich bei einem Spaziergange durchs Dorf von der Jungfrau Samai in ihre Hütte gerufen; sie war sehr freundlich und schenkte mir einen Häuptlingsstock. Mir fiel es auf, daß zwei Leibjäger des Königs sich fortwährend in ihrer Nähe aufhielten. Am Abend waren die Offiziere der „Olga“ zum Siwa-Siwa geladen. Es ist dies eine Gefangesaufführung, bei welcher der Gesang von Bewegungen des Körpers begleitet wird. Von dem Gesange konnten wir natürlich nichts verstehen. Nachts um 11 Uhr wurde mir die Hütte eines Häuptlings angewiesen. Alles war hier sehr reinlich und die Mitbewohner der Hütte, 10—12 Männlein und Weiblein, verhielten sich recht bezent und ruhig. So schlief ich denn vortreflich bis zum nächsten Morgen um 5 Uhr, um welche Zeit wir uns wieder versammelten, um einem samoanischen Fischzuge beizuwohnen. Der König war mit mir in einem Boote zusammen, welches als Abzeichen vorne im Bug eine hölzerne Fahne trug. Solch ein samoanischer Fischzug hat für uns eine Menge von Eigenthümlichkeiten. Zunächst ist das aus vier Abtheilungen bestehende Netz so groß wie ich es noch niemals gesehen habe. Sie ziehen damit nicht etwa wie wir nach dem Lande zu, sondern umstellen im Meere damit einen kreisförmigen Raum und zwar an einer Stelle, wo ein Mann noch bequem stehen kann. Dieser Kreis wird von Leuten umstellt, welche Handlangene haben. Das Netz wird nun nicht, wie sonst üblich zu

sammengedogen, sondern es zählten einige Kanoes in die Mitte des Kreises. Dort fangen die Insassen an Spektakel zu machen. Die in dem Kreise befindlichen Fische werden hierdurch scheu und suchen zu entweichen. Aber nur ein Ausweg steht ihnen offen, nämlich der, über das Netz zu springen. Das thun sie denn auch und werden hierbei von den außerhalb stehenden Leuten mit den Handnetzen gefangen. Leider war die Anzahl der erbeuteten Fische diesmal nicht groß, es waren im Ganzen nur 20, allerdings stattliche Exemplare. Auf der Rückfahrt betrug sich die in meinem Boote befindliche Majestät wie ein Hanswurst. Sie stellte sich in den Bug des Schiffes und tanzte und sang gleich einem Possenreißer. Nach dem Fischzuge wurde nach der etwa zwei Stunden entfernten größten deutschen Plantage Nulifanu aufgebrochen. Einige ritten, andere gingen zu Fuß und noch andere fuhren in Booten. Ich hatte mich den Fußgängern angeschlossen und wollte mich gerade in Bewegung setzen, als König Tamafese zu mir kam und mich bat, ich möchte mich der Jungfrau Sawai annehmen und mit ihr im Boote fahren. Da wurde mir klar, daß diese Dame entweder seine Geliebte war oder seine zukünftige Frau. Ich mußte schon seinem Wunsche willfahren und setzte mich mit Sawai zusammen in den Bug eines großen Kanoes. Wir mußten dort mit übereinander geschlagenen Beinen fast zwei Stunden lang sitzen. Dennoch amüßte ich mich ganz gut. Ich nahm an dem Gesang der Maderer theil und alles jauchzte auf vor Vergnügen, wenn ich eine Strophe richtig sang. Auf Nulifanu wurde diniert. Der König und die Kommandanten aßen auf dem Hauptorte der Plantage, die anderen Offiziere auf einem Vororte. Als der König uns verließ, um zum Komodore (Beiehlshaber eines Geschwaders) zu gehen, kam er wiederum zu mir mit der Bitte, ich möchte Sawai unter meinem Schutze behalten, — ein Auftrag der mir gerade nicht besonders angenehm war. Kurz nach dem Fortgang des Königs kam ein Bote vom Komodore, der mir mittheilte, ich sollte auch zur Haupttafel kommen. Was blieb mir da übrig? Ich rief Sawai mit mir nehmen und erschien dann zum Erstaunen Aller bei Tische mit einer Dame. Sie war mir übrigens beim Essen von außerordentlichem Nutzen, denn sie stand während diesem hinter meinem Stuhle und wehrte mit ihrem Fächer die zudringlichen Fliegen ab, die es hier massenhaft giebt. Nach dem Essen fuhren wir an Bord der „Olga“ zurück. Ich glaube bestimmt, daß Sawai die zukünftige Frau des Königs werden soll, denn selbst um seine 15jährige Nichte, die mit den jungen Offizieren herumtollte, kümmerte er sich nicht im geringsten. Wir sind die Verhältnisse zwischen dem König und Sawai nicht recht klar geworden. Schön ist Vestere nicht, jung auch nicht und Olig war sie wie eine alte Thranflasche, aber sie hat wie alle Samoanerinnen etwas Anmuthiges in ihren Bewegungen. — Bei unserer Rückföhrte hatten wir auch einen Photographen mit in der Person des Zahl-

meisters der „Olga“. Als wir in der Hütte mit unseren braunen Tischjungfrauen saßen, wurden einige Aufnahmen gemacht. Ich duckte mich hinter einen Pfeiler, da es mir nicht paßte, auf einer Photographie, die in Deutschland vielleicht verkauft wird, mit mehreren halbnackten Weibern zusammen zu erscheinen.

Großer Ozean 5. Dezember 18 . .

An Bord Er. M. S. „Olga.“

Am 27. November gegen Mittag haben wir Apia verlassen, nachdem wir uns ungefähr 3 Monate daselbst aufgehalten haben. Apia ist wohl der beste Hafenplatz in der Südsee. Nicht nur, daß die Umgebung mit allen Reizen der Natur ausgestattet ist, man findet dort auch so viel europäische Kultur als man zum Leben gebraucht; ich meine in materieller Beziehung: Kartoffeln, Bier u. dgl. Allerdings steht dies alles ziemlich hoch im Preise. Die Flasche Bier kostet uns in der Masse 1 Pl. Bei dem Durst, den das heiße Klima mit sich bringt, dürften 4 Flaschen Bier pro Tag nicht zu viel sein. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß das Wasser, welches wir zur Verfügung haben, nicht kühles Brunnenwasser ist, sondern destilliertes Wasser, welches in den warmen Schiffsräumen nichts weniger als kühl bleibt.

Seit dem 3. August sind wir ohne Nachricht aus Deutschland und mein ganzes Sehnen geht dahin, nach einem Hafen zu gelangen, wo wir wieder europäische Post erhalten. Von Apia aus nahmen wir zunächst westlichen Kurs und passierten gestern das Meer zwischen den Santa-Cruz-Inseln und den Neuen Hebriden. Im Allgemeinen hat die Seefahrt wenig Abwechslung, nur an einem Tage erhielt ich vom Komodore den Auftrag, den Gesundheitszustand der uns begegnenden „Sophie“, welche ziemlich viele Kranke signalisiert hatte, zu untersuchen. Die Schiffe mußten beidrehen und ich fuhr in einem Boot zur „Sophie“, — eine Kahnpartie mitten im großen Ozean, wie sie auch wohl erst wenige Menschen gemacht haben werden. Ich konnte dem Komodore die Nachricht bringen, daß irgend eine bedenkliche Krankheit nicht vorliege. Das Wetter ist bis jetzt vortreflich gewesen, und was wir in dieser Tropenhitze ganz besonders zu schätzen wissen, es ist auch einige Grad kühler geworden.

Großer Ozean, den 14./12. 18 . .

Seitdem ich zum letzten Male geschrieben habe, ist manches passiert. Am 10. o. M. kamen wir in Matupi an. Matupi ist eine kleine Insel in der Blanca-Bay, welche letztere am nördlichen Ende von Neu-Pommern (früher Neu-Britannien) liegt. Auf dieser von ungefähr 1200 Regern, also verhältnißmäßig sehr dicht bewohnten Insel liegt die größte deutsche Handelsfaktorei (Haus Herzsheim.) Die Ufer der Blanca-Bay sehen sehr hübsch aus, sie sind gebirgig und bewaldet. Die

größten Berge haben besondere Namen und sind über 2000 m hoch. Ich war gespannt darauf, die Bekanntschaft unserer schwarzen Landsleute zu machen und ging deshalb noch denselben Nachmittag an's Land. Diese Insulaner sind keine Gentlemen und Ladies, ganz nackt, höchstens einen Ring um den Oberarm, eine Papageifeder in den Haaren und eine Kette von Zähnen um den Hals. Und doch trotz ihrer Adams-Kostüme sind diese Leute nicht ohne Kultur. So sahen ihre aus Stroh gefertigten und mit thurmartigen Erhöhungen versehenen Hütten sehr hübsch aus, auch sind die mit feingeflochtenen Zäunen umgebenen Höfe sehr niedlich. Ihre Waffen sind kunstvoll gearbeitet: als Geld benutzen sie Muscheln von geringerer Größe, welche an Fäden aufgereiht werden. Das Muschelgeld heißt Dewara und ein Faden davon ist gleich zwei Schillingen. Den Erzeugnissen der europäischen Kultur gegenüber verhalten sich die Inselbewohner ziemlich gleichgültig, ausgenommen der Tabak, welcher bei ihnen Alles gilt. Die Männer sind zum Theil gut gebaut, die Weiber hingegen entsetzlich häßlich. Am Lande erfuhren wir daß im Laufe des Nachmittags der Duc-Duc (nach einer anderen Lesart Duc-Duc) laufen werde. Ich hatte in meinem Leben noch nichts von einem Duc-Duc gehört und mußte mich daher zunächst nach ihm erkundigen. Was ich davon hörte, ist Folgendes: Der Duc-Duc ist ein Neger, welcher in Matten eingehüllt wird, so daß er unkenntlich ist, mit einer Keule bewaffnet durch die Dorfschaften rennt und von Jedem, der ihm entgegenkommt, Tribut erhebt. Auf einem freien Platz sind die der Duc-Duc-Gesellschaft angehörigen Neger versammelt und erwarten den Duc-Duc. Ist er angelangt, so wird gegessen und getrunken. Rings um den Platz sind Wachen aufgestellt, welche den Zutritt jedes Unerberechtigten und Uneingeweihten verhindern. Ich glaube, es liegt der ganzen Sache etwas Religiöses zu Grunde. Durch den Duc-Duc soll sich die Gottheit mit den Menschen in Berührung setzen und der Duc-Duc wird wohl in früheren Zeiten für einen Abgesandten der Gottheit von den Uneingeweihten gehalten worden sein. Daher die Geheimniskthueret. Wir bekamen leider den Duc-Duc nicht zu sehen. Nachdem wir nämlich eine Zeit lang gewartet hatten, steigerte sich in Folge der unerträglichen Hitze der Durst so sehr, daß wir bringend einer Stärkung bedurften. Wunderbarer Weise giebt es auch hier in Matupi eine Kneipe, welche von einem Chinesen gehalten wird und den freundlichen Namen „Zum Menschenfresser“ führt. Eine Flasche Bier kostet hier einen Faden Dewara, also 2 Schilling. Am nächsten Tage machte ich mit 2 Kameraden und 3 Burschen eine Partie nach dem Festlande, also nach Neu-Pommern. Vor acht Jahren hat hier eine großartige vulkanische Eruption stattgefunden, im Meere entstand eine neue Insel und auf dem Festlande bildete sich ein Vulkan, der auch jetzt noch thätig ist. Diesem Vulkan galt unser Besuch. Wir brachen Morgens um 6 Uhr

auf. Der Aufstieg auf den 800—1000 m hohen Krater war ziemlich beschwerlich, da man auf den von letzterem ausgeworfenen Schuttmassen klettern mußte. Der Anblick von oben in das Innere des Kraters bot ein wüstes Bild. Wild lagerten die Lava-Massen durcheinander und allenthalben entflogen dem Boden heiße Schwefeldämpfe. Näherete man sich einer solchen Stelle, so fand man hier ein Loch am Boden und um dasselbe herum die schönsten Schwefelkristalle, zum Theil kleine, goldgelbe Grotten bildend. An vielen anderen Stellen lagerte der Schwefel in kolossalen, kompakten Massen. Das Innere des Kraters sah aus, als ob eine schmutzige Eisfläche in eine Menge größerer und kleinerer Schollen zerbrochen wäre und hatte etwas wüstes und höhlenartiges an sich. Im Gegensatz hierzu stand das Bild, das man erhielt, wenn man vom Rande des Kraters nach außen blickte. Eine wunderbar schöne und liebliche Fernsicht über Land und Meer that sich da auf.

Wir hatten beschlossen, nach Besichtigung des Kraters noch ein Stück des Landes zu durchwandern und daher das Boot nach einer anderen Stelle der Küste bestellt. Es war ein höchst beschwerlicher Weg, den wir zurückzulegen hatten, da die ganze Küste dicht bewaldet und mit wilden Klüften durchsetzt war. Hier kam ein Aufstieg, bei dem man von Fels zu Fels klettern mußte, dort wieder ein Abstieg, der wo möglich noch größere Schwierigkeiten darbot. Wir beschlossen in Folge dieser Hindernisse dem Meere entlang zu gehen. Ich zog meine Stiefel aus und wanderte in Strümpfen. Aber neue Schwierigkeiten stellten sich uns entgegen. Alle paar Schritte hatten wir eine heiße Quelle zu passieren, welche in kleinen Strahlen aus dem Boden hervorquoll. Trotz meiner Vorsicht muß ich wohl von einem solchen Strahl an meinem rechten Fuße getroffen worden sein, wenigstens liege ich jetzt an einer kleinen Fußwunde darnieder, welche dem Neuzug nach den Eindruck einer Brandwunde macht, und so unglücklich sitzt, daß ich keinen Stiefel tragen kann. Doch um wieder auf die Parthie zu kommen: Endlich erreichten wir den Punkt der Küste, wo wir das Boot zu erwarten hatten. Ein von Pandanus-Stämmen und Palmen beschattetes Plätzchen wurde ausgesucht und unser kärgliches Mahl bereitet. Nachdem wir eine Stunde Ruhe genossen, kam das Boot und brachte uns an Bord zurück. Am 13. verließen wir Matupi. Ich bin ganz zufrieden, daß ich unsere schwarzen Landsleute persönlich kennen gelernt habe. Wenn die Kerle erst Soldaten werden müssen! Ich sehe im Geiste schon folgenden Erlaß: Aus den in Matupi liegenden schwarzen Truppenteilen ist ein Regiment von 3 Bataillonen zu bilden. Die ersten zwei Bataillone sind Musketiere und tragen einen weißen Ring um den rechten Oberarm, das dritte Bataillon besteht aus Jäger- und trägt einen schwarzen Ring. Auch aus den zukünftigen Regimentsbefehlen könnte ich schon einen mittheilen. Er würde etwa lauten: Die Kompagnien

haben bis morgen zu melden, wie viele Menschenfresser sich unter ihnen befinden; ferner müßte der Passus des Ererzier-Regiments: „Beim Grüßen wird die linke Hand an die linke Hosennaht gelegt!“ dahin abgeändert werden: „Beim Grüßen wird die linke Hand dorthin gelegt, wo sich sonst die Hosennaht befindet. Bei der Ausbildung der Rekruten ist diesen an Stelle der Hosennaht ein Kreibestrich auf die Haut zu malen.“

Großer Ocean 16. 12. 18 . .

Gestern morgen in aller Frühe kamen wir nach Finschhafen. Dieser ist der Zentralpunkt der Neu-Guinea-Kompagnie und erst vor einigen Jahren angelegt. Der Hafen steht von Bord her geradezu entzückend aus, so wunderbar üppig und frisch ist dort die Vegetation. Der Wald geht bis ans Meer heran und seine dichtbelaubten Bäume strecken ihre Zweige und Nester weit über dasselbe heraus. Ans Land konnte ich leider meines Fußes wegen nicht gehen, empfing jedoch Besuche und zwar einmal von einem großen Tagfalter, dem größten Schmetterling, den ich je gesehen habe. Ich habe denselben meiner Sammlung einverleibt. Ferner besuchte mich der junge Arzt der Ansiedlung, von dem ich mir mancherlei von Neu-Guinea erzählen ließ. Ein merkwürdiges Land dies, über 200 Jahre schon entdeckt und noch immer völlig dunkel! Einige Meilen von der Meeresküste erheben sich hohe Berge! Was liegt hinter ihnen?! Kein Weiser kennt es. In Finschhafen geht es ganz friedlich zu und die Einwohner machen den dortigen Europäern keine Schwierigkeiten, anders dagegen in dem weiter nördlich gelegenen Hasfeldhafen, wo die kleine Deutsche Ansiedlung beständig von den Eingeborenen bedroht wird. Da der Landeshauptmann von Neu-Guinea, Freiherr v. Schleinitz, zufällig nicht in Finschhafen anwesend war, so beschloß der Komodore, noch denselben Tag die Rückfahrt nach Matupi anzutreten. Nunmehr haben wir die Aussicht, Mitte Januar in Hongkong anzukommen.

Nördlicher Theil des großen Oceans
24. 12. 18 . .

Gestern haben wir den Aequator passiert und befinden uns nun nach einem Zeitraum von 13 Monaten, den wir auf der südlichen Halbkugel zugebracht haben, endlich wieder auf dem nördlichen Theile der Erde. Wie bereits erwähnt, kehrten wir von Finschhafen nach Matupi zurück, woselbst wir am 17. d. M. anlangten. Mein Fuß war noch nicht so weit hergestellt, daß ich ans Land konnte. Ich beauftragte deshalb einen Neger, Schmetterlinge für mich zu fangen. Derselbe brachte mir ungefähr 30 Stück, aber mit wenig Ausnahmen alle von derselben Sorte, pechschwarz, wie die Neger selbst. Das ist auch nicht besonders merkwürdig; bei uns zu Hause sind die gewöhnlichen Schmetterlinge weiß, im Lande der Schwarzen sind sie schwarz. Die Anzahl der Europäer in Matupi ist sehr gering. Da ist zunächst die deutsche Handelsfaktorei

von Hermsheim mit Hermsheim an der Spitze und 2 oder 3 jungen Leuten, dann kommt der Vertreter der Neu-Guinea-Kompagnie, Assessor Schmiele, nebst einem Gerichtsvollzieher und einem Sekretär, hierzu kommen noch die Herren Parkinson und Barel, welche Frauen aus Samoa haben und ungefähr 6 Seemeilen von Matupi eine Kaffee- und Baumwollen-Plantage besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie pflege ich mein Kind in den ersten Lebenswochen?

Von Dr. med. Follmann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Jede nennenswerthe Abkühlung durch die Luft infolge mangelhafter Bekleidung oder in zu kühlem Bad ist daher sorgsam zu verhüten; aber nicht minder schädlich wirkt ein Uebermaß an Wärme, in welchem Punkt eigentlich von allzu besorgten Müttern und Ammen viel häufiger gesündigt wird. Wie oft beobachtet man Krampfzustände bei Säuglingen, die bestimmt auf zu heiße Bäder zurückgeführt werden können. Auch die warme Bekleidung hat ihre Grenzen. Es ist thöricht und grausam, durch endlose dicke Wickelbinden kleine Wesen wie in eine Zwangsjacke einzuschließen und so erst recht alle Muskelbewegungen und Übung zu unterdrücken. Innerhalb seiner Umhüllung muß der kleine Erdenbürger so viel Freiheit haben, daß er nach Herzenslust mit seinen kurzen Beinchen strampeln kann. Es wird auch durch die Vereinfachung des Einbettens wesentlich erleichtert, die so häufig erforderliche Reinigung und Trockenlegung der vorläufig recht unzügelten Kleinen vorzunehmen. Reinlichkeit spielt auch in der Pflege des äußern Menschen eine bedeutende Rolle bei Neugeborenen; nur so können Ausschläge, Wundwerden und Entzündungen der Haut, wozu Säuglinge so sehr neigen, und die so schwer zu behandeln sind, von vornherein verhütet werden. Das Signal zum Reinigen wird von den Kleinen recht prompt durch Schreien gegeben, da ihnen ihre selbstverschuldete heikle Situation bald sehr unangenehm wird.

Das Schreien ist überhaupt vorläufig die einzige Form, in der das kleine Menschenkind sein Gefühlleben, seine Bedürfnisse und Mißvergnügte kundgibt. Eine sorgsame Mutter lernt bald diese scheinbar so einförmige und ausdruckslose Sprache ihres kleinen Lieblings verstehen und wird sich vor allem vor der bequemen Annahme hüten, derselbe schreie gelegentlich nur etwa aus Langerweile oder auf Grund eines ihm eigenen lebhaften Temperamentes. Fast immer läßt sich eine Ursache dafür auffinden, und man sollte stets besonders bei anhaltendem Schreien eher auf irgend eine greifbare Ursache fahnden, als den Charakter solch unschuldigen Wesens anzutasten. Bald findet man den schon mehrfach angedeuteten abnormen Inhalt der Windeln, bald einen lebenden Peiniger,

einen der bewirkten Springkünstler, die ja dem Menschen in jedem Lebensalter eine so rührende Anhänglichkeit bewahren.

In der Mehrzahl der Fälle aber entspringt das hartnäckige Geschrei des Kleinen einem hungrigen Magen, und instinktiv sucht es die Mutter, falls kein anderer Grund ersichtlich ist, durch die trostspendende Brust oder Flasche zu beruhigen. In den ersten Tagen namentlich bedingt nur der Hunger eine häufigere Unterbrechung des die Eypausen ausfüllenden Schlafes und verdient auch, regelmäßig berücksichtigt zu werden. Allmählich empfiehlt es sich aber, schon jetzt den werdenden Kulturmenschen an Regelmäßigkeit und Ordnung im Trinken zu gewöhnen, was unschwer gelingt, sobald nur etwa alle drei Stunden eine Fütterung nötig ist. Der gesättigte und gesunde Säugling bietet, namentlich im Schlaf, ein charakteristisches Bild dar: die Beinchen sind leicht an den Unterleib herangezogen, und die Arme so gebeugt und dem Körper anliegend, daß die geballten Händchen in der Höhe der Wangen liegen. Körperliche Unbehaglichkeiten bedingen fast immer eine Aenderung dieser Haltung, bei Leidschmerzen z. B. werden die Beinchen unter heftigem Schreien krampfhaft gegen den Leib gepreßt.

Im allgemeinen freilich ist es recht schwer, aus dem Verhalten des Kindes stets einen richtigen Schluß auf sein Befinden zu ziehen, namentlich bei den kaum zu vermeidenden leichten krankhaften Störungen. Eine sorgsame Mutter indessen, die ihr Kind zu beobachten versteht, wird bald lernen, auch geringfügige Zeichen richtig zu deuten und die Hilfslosigkeit der kleinen Wesen durch verständnisvolle Aufmerksamkeit auszugleichen.

Orientalische Formen guter Lebensart.

(Schluß)

Bei Tisch gehört es zur guten Sitte, gar keinen Tisch zu haben. Man hat höchstens einen etwa 20 Zentimeter hohen, runden Schemel, auf dem die Speisen aufgestellt werden und um den man sich zum Einnehmen der Mahlzeiten mit untergeschlagenen Beinen setzt. Es gehört auch nicht zur guten Sitte, daß jede Person ihren eigenen Teller hat; man ißt vielmehr gemeinsam aus einer Schüssel, wobei der Gebrauch eines Löffels nicht selten ist, aber nicht als nötig angesehen wird. Der Landbauer benutzt als Tisch ein Tuch oder einen Mantel, den er auf dem Boden ausbreitet. Auf diesen wird Brod und trockene Speisen gelegt, die dann in derselben Stellung, wie oben gesagt, verzehrt werden. Die erstgenannte Art zu speisen war offenbar auch zu Jesu Zeiten üblich, nur daß man nicht saß, sondern auf der Seite, auf einen Arm gestützt, lag und die Beine nach hinten ausstreckte. — Ob man beten lassen selbst hörbar lauten darf oder ob sich dieser Prozeß lautlos zu vollziehen habe, darüber zu philosophieren

hat bis jetzt der Orientale bei aller seiner Mühe keine Zeit gefunden. Nur eines gehört in dieser Richtung zum guten Ton, daß nämlich das duftige, eiergroße Schälchen Kaffee, das als Nachtisch zu folgen pflegt, mit lautem Schlürfen eingesogen wird. Das ist allerdings auch wohl verständlich, da der Kaffee nur als genießbar gilt, wenn er siedend heiß serviert wird und er deswegen nur tropfenweise eingeschlürft werden kann. Zugespochen wird während des Essens wie anderwärts auch und zwar mit dem Worte: eiffabbal, das heißt: sei so gütig — immer per du, da sich hier alles duzt. Das Ausprechen eines guten Wunsches nach vollbrachter Mahlzeit, der sich auf die ganze Mahlzeit bezöge, kennt man hier nicht; dagegen erfordert schon jeder Trunk Wasser seinen Wunsch; nämlich „hanijan“ d. h. „wohl bekomme“, worauf die Erwiderung folgt: „Gott lasse dir's wohl gehen.“ Auch das beliebte Schälchen Kaffee muß seine Wunschformel haben. Es wird zwar lautlos entgegen genommen; aber sobald es genossen ist, wird dem Spender zugedrückt „daimo“ d. h. „immerwährend“ (zu ergänzen: „mögest du Kaffee haben“). Die Entgegnung lautet: „Gott lasse dein Leben immer währen.“ Statt einfach „immerwährend“ zu sagen, wird der Wunsch oft ausführlicher gegeben mit den Worten „immerwährend in Freuden“, worauf zu erwiedern ist: „wir werden uns bei deiner Hochzeit freuen“ oder je nach Umständen: „wenn du einen Sohn bekommst.“ — Der Weingenuss, der ja nur bei Christen geübt werden darf, thatächlich aber auch im mohammedanischen Lager viele Liebhaber gefunden hat, wird auch würdig gehalten, von besonderen Wünschen begleitet zu werden. Man spricht dem Trinkenden zu, entweder mit den Worten: „zum Wohl“, oder „auf das Geheimnis deiner Liebe.“ Die Antwort darauf lautet: „du mögest leben.“ Diese Antwort wird überhaupt gerne gegeben, wenn man etwas empfangen hat, an Stelle unseres deutschen „danke.“ Gewöhnlich allerdings wird dafür „katter cherak“ d. h. „(Gott) mehre dein Gutes“ gebraucht, oder, wenn eine Leistung der Hände dabei im Spiel ist „jusallem idek“ d. h. „Gott erhalte deine Hände gesund.“

Bei Besuchen erkennt man vielfach uralte, uns aus der heiligen Schrift bekannte Sitten wieder. Kommt man in Häuser angesehenen Leute oder in heilige Räume, so soll die Kopfbedeckung ruhig sitzen gelassen werden; es wird dagegen, wie es schon Mose vor dem feurigen Busch, und Josua in Gegenwart des Fürsten über die Heere des Herrn (Josua 5, 15) that, verlangt, daß die Schuhe ausgezogen werden. Beim Eintreten in das Empfangszimmer verbeugt sich der Gast tief, während die Rechte in einem fast bis zum Boden gehenden Schwung ausholt und dann zum Herzen und zur Stirn geführt wird. Auch Abraham beugte sich wie sein Neffe Lot (1. Mos. 18, 2; 19, 1) tief, als der vornehme Besuch der Engel bei ihnen einkehrte; dergleichen Jakob bei Esaus Annäherung (1. Mos. 33, 3) und David vor Jonathan (1. Sam. 20, 41). Diese Verbeugung ist der stumme

Ausdruck tiefer Verehrung, und je größer diese ist oder sein soll, desto tiefer geht die Beugung, schließlich bis zum Niederfallen auf das Angesicht, das man fürstlichen Persönlichkeiten gegenüber wie zu Josephs (1. Mos. 44, 14) Davids (1. Sam. 25, 23) und Ahab's (1. Kön. 18, 7) Zeiten, so auch heute noch beobachten kann. — Die Beugung, welche die Araber mitsamt der zugehörigen Handbewegung mit einer Eleganz auszuführen wissen, die sich sehen lassen kann, giebt den im Empfangslokal anwesenden Personen, vornweg dem Hausherrn, das Zeichen, sich zu erheben und die Hand zum Gruß darzubieten. Diese wird dann, immer noch in feierlicher Stille mit einer oder beiden Händen ergriffen und eventuell geküßt (s. schon Strach 29, 5). Dann wird mit der Bitte: „Sei so gütig!“ zum Platznehmen eingeladen. Hat man sich auf dem auf eine Steinbank oder einfach auf den Boden gelegten Polster niedergelassen, so entbietet der Hausherr seinerseits seinen Gruß, indem er die Hand zu Herz und Haupt führt und diese Bewegung für jeden der eingetroffenen Besuche, sich besonders zu ihm wendend, wiederholt, was natürlich vom Besucher erwiedert wird. Hier finden dann auch begrüßende Worte ihre passende Stelle und leiten zum Fragen über den „Zustand“ (Befinden) des Gastes wie seiner Angehörigen über, die in alter Zeit (1. Mose 29, 6; 43, 29; 2. Kön. 4, 26) ebenso wie jetzt noch allerorten zu unserer Zeit üblich waren. Sind diese Formalitäten beendet, so kann man zu allgemeiner Unterhaltung oder zur Vorbringung geschäftlicher Angelegenheiten übergehen, wobei zu bemerken ist, daß höher gestellten Persönlichkeiten gegenüber immer respektvolle Körperbewegungen wie Führung der Hand zum Herzen, leichte Verbeugung des Kopfes etwaige Antworten zu begleiten pflegen.

Bei gleichstehenden Personen vollziehen sich natürlich diese Formen mit entsprechend kleinerer Feierlichkeit und bei Leuten, die durch Verwandtschaft oder Freundschaft näher miteinander verbunden sind, nehmen sie den Charakter der Herzlichkeit an. Man empfängt mit den Worten: „Seid bei uns zu Hause und macht euch bequem“ (ahlan uasahlan); „Segen hat uns besucht mit eurem Besuch“; „Ihr seid so lange ferngeblieben; ihr seid uns ganz fremd geworden“, worauf geantwortet wird: „Wir hatten große Sehnsucht nach euch; wie geht es euch, seid ihr vergnügt?“ Antwort: „Wir sind immer vergnügt, wenn wir euch vergnügt sehen“ oder wenn der Fragende älter oder höher gestellt ist: „Ja unter Gottes und deiner Obhut.“ Diesen begrüßenden Worten geht natürlich immer herzlicher Händedruck und nicht selten Umarmung mit stürmischen 3-4mal wiederholtem, gegenseitigem Küssen auf die Wangen voraus. Solches kann man auf Reisen oft mitten auf der Landstraße beobachten, wie es vor Alters schon z. B. zwischen Jakob und seinem Bruder Esau nach 1. Moses 33, 4 geschehen ist.

Die Mannigfaltigkeit und die feine Art der orientalischen Grußformeln kommt mehr

bei zufälligem Zusammentreffen als im häuslichen Verkehr zum Ausdruck, wobei zu bemerken ist, daß der Begrüßte in seiner Antwort häufig darauf bedacht ist, den im Gruß liegenden Wunsch des Grüßenden zu überbieten, was sich aus folgenden Beispielen leicht erkennen läßt. Der Morgengruß lautet in verschiedener sprachlicher Formulierung „Guten Morgen“, die Erwiederung: „Gott gebe Dir einen glücklichen Morgen.“ Während des Tages hat man die Wahl zwischen einer ganzen Reihe feinerer Grußformeln mit entsprechenden Entgegnungen, z. B.: „Dein Tag sei glücklich“, A. „Dein Tag sei glücklich und gesegnet“, „Gott sei mit Dir“, A. „Gott behüte Dich“, „Willkommen“ (marhaba, eigentlich „Geräumigkeit“, aus der Romantzeit stammend, wo man weiten Raum für sein Vieh brauchte), A. „Zweimal willkommen“, „Es möge seinem Leibe wohlgehen“, (sahh badano), A. „Gott möge es deinem Leibe wohlgehen lassen“, „Gesundheit“ (ol' auasi) A. „Gott gebe Dir Gesundheit“, „Segen möge auf Dir ruhen“, A. „Er ist mit Dir eingelehrt“, „Friede sei mit Euch“, A. „Auch auf Euch ruhe Frieden und Gottes Barmherzigkeit und Segen“. — Will man weggehen, so sagt man: „Wenn Dir's beliebt“ (chatrak) oder „mit Erlaubnis“, A. „mit Frieden“. Beim Abschied von einem Gast sagt der Hausherr: „Ihr habt uns beehrt“, A. „die Ehre geht von Euch aus“. — Diesen Grußformeln ließen sich noch weitere hinzufügen; sie genügen aber, um einen Einblick in den Reichtum und den Charakter der orientalischen Grüße zu gewähren. Sie weisen in Zeiten zurück, in denen bei diesen Völkern ein guter Kern und eine feine Denkungsart vorhanden war, wovon sich leider in unsere Zeit nur die schönen Formen herüber gerettet haben.

Manchen von diesen Grüßen begegnen wir schon in alter Zeit biblischer Erzählung. Das „Friede sei mit Euch“, das uns als Gruß unseres Heilandes an seine Jünger so lieb geworden ist, finden wir schon im Buche der Richter (19, 20); das ebenfalls aus der Geschichte des Herrn wohlbekannte, und jetzt noch sehr häufig gebrauchte: „Gehe hin mit Frieden“, treffen wir schon bei Eli (1 Sam. 1. 19) und bei David (20, 42). „Gott sei mit Dir“ kennen wir aus Richt. 6, 12 und Ruth 2, 4 —. Auch andere altbiblische Redensarten wie „Gott sei Dir gnädig, mein Sohn“ aus 1 Mos. 43, 29; „Gott gebe

Dir langes Leben“, 1. Kön. 1, 31; Dan. 2, 4; die betheuernde Formel „der Herr sei zwischen mir und Dir“ (1. Sam. 20, 42) u. a. m. lassen sich heute noch täglich hören. Näher auf sie einzugehen, verbietet leider der Raum. Ich will daher zum Schluß nur noch einer sehr sinnigen Verkehrsformel Erwähnung thun, die uns im Alten Testament zwar nicht begegnet, die aber der Erwähnung würdig ist. Wenn nämlich der einfachste Mensch zu mir kommt, und ich frage ihn nach der üblichen Begrüßung kurzweg: Was willst Du? so lautet meist die Antwort: „Salamtak“ d. h. Dein Wohlsein. Nicht wahr, eine wohlthuende Einleitung einer Verhandlung, welcher Art sie auch sein mag? Ich aber möchte mit derselben schließen und Dir, mein freundlicher Leser, auch grüßend zurufen: Salamtak! B. a. S.

Gemeinnütziges.

Eingewachsene Fingerringe zu entfernen. Um einen eingewachsenen Fingerring zu entfernen, nimmt man ein schmales Gummibändchen und wickelt dasselbe dicht und fest um den Finger, bei der Fingerspitze anfangend, bis zu dem Ring, jedoch kein Zwischenraum bleibt, darauf hält man die Hand gerade in die Höhe und in wenigen Minuten wird die Geschwulst vermindert sein. Das Band wird dann rasch abgenommen und sofort wieder angelegt, die Hand wieder in die Höhe gehalten, worauf, wenn nach 5 Minuten das Band wieder entfernt wird, der Finger dünn genug sein wird, daß der Ring abgezogen werden kann.

Erfrorrene Glieder. Man kaufe für 10 Pennig Rirschlorbeerwasser, eben soviel Bleiessig, schüttele es tüchtig durcheinander und bestreiche hiermit mittelst eines weichen Pinsels die betreffenden Stellen, lasse es eindringen und wiederhole dies so oft wie möglich. Es entsteht nach dem Gebrauch ein angenehm kühles Gefühl das lästige Jucken hört auf und was die Hauptsache, es hilft ganz gewiß, nur muß man etwas Geduld haben.

Ein einfaches Mittel gegen den Bandwurm ist die Kofosmuh. Der Kranke theilt dieselbe in kleinere Stücke, schabt sie und verzehrt sie langsam; drei Stunden später nimmt er 46 Gramm Rizinusöl oder 20 Gramm gewöhnlichen Brandwein. In 5—6 Stunden geht dann der Wurm ab. Das Mittel ist so einfach, daß kein Kranker sich noch besonders von Spezialisten ausbeuten lassen und hohe Summen dafür bezahlen sollte.

Räthliches Wasser, 1/3 Aiter Weingeist, für 10 Pfenning Zitronenöl, ebensoviel Drangenblüthenöl, 9 Gramm Lavendelöl, 9 Gramm Bergamotöl, 10 Tropfen Zimmtöl und 2 Gramm Ambraessenz. Alles gut geschüttelt, einige Tage in die Sonne gestellt und gut verschlossen zum Gebrauch aufbewahrt.

Ob schwarzes Tuch echt in der Farbe ist, erkent man auf folgende Weise: Man löst

etwas Sauerfleesalz in beßigtem Wasser auf, befeuchtet mit dieser Lösung einen Propfen und drückt diesen auf das Tuch. Ist das Tuch echt gefärbt, so hinterläßt das Sauerfleesalz nach einiger Zeit einen grünlichen, olivfarbenen Fleck ist das Tuch aber bloß mit Blauholz, Eiser oder Kupfervitriol gefärbt, d. h. die Färbung unecht, so erzeugt das Sauerfleesalz eine dunkel orangegelbe, fahle Farbe.

Humoristisches.

Im Kafe. Erster Student: „Wirft Du nicht das Kolleg über die Darwin'sche Affentheorie belegen?“ — Zweiter Student: „Fällt mir nicht ein! Werde ich mir meine Großeltern vereweln!“

Main. Junger Mann: „Nun, Fräulein, wie hat Ihnen das Quartett gefallen?“ — Fräulein: „Nicht schlecht; aber es haben ja bloß vier mitgewirkt!“

Auch Künstler. Direktor: „Sie wollen zur Bühne. Was waren Sie denn früher?“ — Schauspieler: „Künstler, Herr Direktor“ — Direktor: „So? Was haben Sie denn gemacht?“ — Schauspieler: „Regenschirme!“ — Direktor: „Ja das ist aber doch keine Kunst!“ — Schauspieler: „Aber Herr Direktor — ich bitte Sie — machen Sie doch mal einen!“

Ein hartgesottener Junggeselle. Dame: „Ich sehr schön, Herr Doktor, Sie sind ein rechter Ehefeind!“ — Herr: „Keineswegs, gnädige Frau! Nur um es nicht zu werden, bleibe ich ledig!“

Ball-Äphorismen. Der Kürze einer Toilette kann auf die Länge kein Mann widerstehen.

Violinen, Weiber und Ragen darf man nicht sanft streicheln, sonst kraken sie.

Eine sitzengebliebene ältere Volkungfer gleicht einem in der Ecke vergessenen Regenschirm.

Verträglichkeit.

So viele tausend Sterne wandeln Am Himmel friedlich ihre Bahn: Von all den abertausend stoßet Sich keiner an den andern an.

O, möchten doch die Erdenpilger So friedlich ihres Weges geh'n, Und sich nicht aneinanderstoßen, Wie wär' das Leben dann so schön!

Räthsel.

Ein liebes Kind, ein schönes Kind Wird da vorbeigezogen. Wie heißt sein Name doch geschwind? Das will ich schnell dir sagen. Kommt dir für seine Wärterin Ein ander Wort gleich in den Sinn, So wirst du nicht mehr fragen, Du brauchst es dann bloß umzudrehen, Flugs ist das Herenwerk geschehen, Und kannst es selbst mir sagen.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: Lampe — Ampel.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Zerstörung, mit, auch ohne Vorwissen, zu ziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar

Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hund- u. Fischzucht. Centralblatt v. 70 Vereinen in Deutschland f. jed. Thierzucht, Viehhaber u. Jäger. Inserate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Ausf. 1000 Ex.) Erfolg sicher. Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

C. Kausch • Tuchversand • Ottweiler 69 (Trier) • gegr. 1858 empfiehlt zum direkten Bezuge alle besseren Erzeugnisse: Tuch, Barkin, Kammgara, Cheviot, Anzug-, Paletots-, Loden-, Jagdstoffe etc. Musterauswahl (über 500 Proben) und Aufträge über 20 M. portofrei.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS Civil-Ingenieur
in GÜRLITZ.

Fusschweiss,
Pandaßschweiss, Ausfallen der Haare, Kopfschuppen: Schutz u. Heilung. Erfolg unter Garantie! Man verlange Broschüre gratis u. fr. (geschl. geg. 20 Pf.) von
H. Noffke, approb. Apoth.
Berlin S., Sebastianstr. 70.